Die Wildente

Neueinstudierung im Schauspielhause

Ibsen-Feier bedeutete für das Schauspielhaus natürlich die Pflicht zu einer Aufführung. Was sollte man wählen? Von den Gesellschaftsstücken ist ein großer Teil unmöglich. Teils sind sie hier zu lange, zu oft, vor zu kurzer Zeit gegeben worden; so Nora, Stützen der Gesellschaft, Volksfeind, Brand, Rosmersholm, Baumeister Solneß, John Gabriel Borkmann. Teils sind sie in Problemstellung und Dialog langweilig geworden oder an sich mißglückt; so Bund der Jugend, Komödie der Liebe, Hedda Gabler, Klein Eyolf. Seelenschilderung an sich ohne stärkere Handlung, mindestens: Gewitterspannung, fesselt ohnehin niemand mehr — — es ist furchtbar rasch gegangen mit dem Verblassen dieser Ibsenschen Kunst. Danach blieben etwa drei Stücke: Frau vom Meere, Wenn wir Toten erwachen, Wildente. Bei weitem hätter wir davon „Wenn wir Toten erwachen" vorgezogen. Es ist das knappste, das tiefste und erschütterndste nicht nur der drei, sondern fast von allen diesen Stücken, auch läßt es sich symbolistisch darstellen, während „Frau vom Meere" einen blassen Schluß hat und die „Wildente" schwerfälliger, in der Problemstellung dürftiger, in der Durchführung peinlicher ist und einen naturalistischen Stil fordert, den niemand mehr schätzt . . .

Warum aber hat man nicht überhaupt höher gegriffen und statt eines kaum noch erträglichen Gesellschaftsstückes das größte Drama Ibsens gespielt, das er überhaupt schuf, die „Kronprätendenten"? Das hätte ein Ereignis von Rang werden können und ein nachhaltiger Erfolg.

Denn was ist es mit diesem sonderbaren, zum großen Teil am Schreibtisch ausgeklügelten Werk. Es hat eine langwierige Vorgeschichte, eine mühsam ausgeführte Entfaltung, welche die Vorgeschichte zugleich aufdeckt, eine Anzahl bedeutlicher Symbole, ein wenig bedeutsames Thema (Wahrhaftigkeit oder „Lebenslüge?" und eine traurige Katastrophe, welche einen überaus unerfreulichen Schluß nach sich zieht.

Die Vorgeschichte: Der reiche Werle hat ein Verhältnis mit der Wirtschafterin Gina Hansen, die von ihm ein Kind trägt. Der „Leutnant" Ekdal und Werle geraten zusammen in geschäftliche Schwierigkeiten, die geschickt so gedreht werden, daß Ekdal ins Gefängnis kommt, Werle freigesprochen wird. Ekdal verarmt dabei; Werle fühlt sich verpflichtet, für ihn und die Seinigen zu sorgen. Er tut es, indem er Ekdal Schreibarbeiten gibt, die er übertariflich bezahlt, und seinen Sohn Hjalmar mit Gina verheiratet, nachdem er ihn zum Photographen hat ausbilden lassen. Auf diese Weise bekommt Hjalmar ein Kind, das er nicht erzeugt hat: Hedwig. Aber er weiß es nicht. Seine Ehe ist auf einer „Lüge" aufgebaut . . .

Die Entfaltung: Werles Sohn Gregers tritt auf. Er weiß von der Geschichte mit Gina. Langsam versichert er sich dieses Wissens so, daß er sich darauf verlassen kann. Ohnehin kalt mit seinem Vater, entzweit er sich nun vollends mit ihm; er ist der „Idealist", der die alltägliche Unsauberkeit, das Geleimte und Verschmierte der vaterhäuslichen Verhältnisse nicht ertragen kann. Dann wird das „Heim" Hjalmars und Ginas dargestellt. Hjalmar: ein bequemer Faulenzer mit etwas Phantasie und viel weichlichen Zügen, genüßlich und phrasenhaft. Gina macht die Photographen- und die Hausarbeit und scheint brav und angenehm. Hedwig liebt den „Vater" abgöttisch und bringt etwas Licht und reine Menschlichkeit in die Verhältnisse, zählt aber etwa 14 Jahre, ist im gefährlichsten Alter der Ueberspanntheit und — in Gefahr, zu erblinden (Erbe des alten Werle!). Im Hintergrund der alte Ekdal: Säufer und nicht ganz normal. Dazu der saufende Student Molvik und der gescheite, nachdenklich-überlegene Arzt Relling.

Die Symbole: Da ist Ekdals lächerlicher Vogel- und Kaninchen-Dachraum, in dem der alte Mann „auf Jagd geht"; Symbol der Heruntergekommenheit und der „Lebenslüge" des Deklassierten. Und die Wildente: ein gefangener Vogel, der Hedwig gehört und von ihr schwärmerisch geliebt wird; Symbol der Unfreiheit der Ekdals, der Angeschossenheit, des „Lebens in der Tiefe" nach früherer Freiheit, in der Tiefe, aus der man „nie wieder heraufkommt". Beide Symbole sind klug erfunden, aber nicht aus ursprünglicher Notwendigkeit urgeschaffen und angeschaut, wirken mehr wie hineingeklebt in das Lebensbild und somit etwas peinlich; beide sind zudem bloße Zutat und könnten recht wohl fehlen. Sie verdanken einem Rezept Ibsens ihr Dasein, an dessen dramatische Heilsamkeit er leider glaubte.

Ablauf und Katastrophe: Gregers mischt sich ein und klärt Ekdal über das Herkommen seines Lebensunterhaltes und seiner Hedwig auf: beide stammen von Werle. Im Namen der Wahrhaftigkeit und der Reinheit fordert er von Hjalmar Abbruch des ganzen Schwindels. Hjalmar schickt sich nach einer Aussprache mit Gina auch an, das Haus zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit läßt er das Wort fallen: Ich habe also keine Tochter. Das hört Hedwig — mit Entsetzen; denn sie liebt ihn ja zärtlich. Gregers tröstet sie, redet ihr aber ein, sie müsse dem „Vater" durch ein großes Opfer zeigen, daß sie doch zu ihm gehöre; sie soll die Wildente töten, die Hjalmar instinktiv haßt, zumal sie vom alten Werle stammt (der sie seinerzeit angeschossen hat — wie er die Familie Ekdal ins Unglück gebracht hat). Durch kleine weitere Umstände getrieben, von ihrer Ueberspanntheit heftig bewegt, nimmt Hedwig jedoch sich selber das Leben. Und nun bleibt Hjalmar daheim, nachdem er schon vorher dazu aus Bequemlichkeit Anstalten gemacht hat. Es ist zu schwer für ihn, ein ganz sauberes und ehrenreines Leben zu führen; er zieht Bequemlichkeit etwas unreinlicher Herkunft vor und läßt alles beim alten. Das Opfer der Lüge und Verschmiertheit ist die arme kleine Hedwig, deren Tod die gewaltig wirksame Katastrophe des Dramas bildet.

Das Thema: Gregers vertritt die „ideale Forderung". Das Leben soll wahrhaftig, reinlich, ehrenhaft und streng geführt werden. Werles und Ekdals leben in Unwahrheiten und verschleierten Verhältnissen. In diese platzt die ideale Forderung hinein. Ihr Gegenspieler ist Dr Relling. Er bezeichnet die „Lebenslüge" als brauchbar und notwendig für Durchschnittsmenschen. Er hat Molvik eingeblasen, er sei ein „dämonischer" Mensch, obwohl er nur ein Säufer ist; hat Hjalmar angestiftet, sich einer Erfindung im Photographenwesen hinzugeben, die Hjalmar nie machen wird, für die er aber zu leben glaubt. Relling tritt dem Gregers mit Ironie und Heftigkeit entgegen: er werde mit seiner albernen Forderung nur das Lebensglück der Leute vernichten, aber keinen Ersatz bieten. Und Relling behält recht! Hedwig stirbt und das Werle-Ekdal-Lebensinstem bleibt. Gregers wird gewissermaßen zum Mörder ohne jeglichen Erfolg. Ibsen hat sich viel mit der Frage beschäftigt, ob man voll wahrhaftig und mit strengem Idealismus leben müsse. „Brand" handelt davon; in „Stützen der Gesellschaft" spielt die Frage hinein; auch in andre Stücke. Meist vertritt er die „ideale Forderung". In der „Wildente" aber kehrt er das Problem um; hier scheitert der Fordernde. Es kommt fast heraus, daß der ideale Gedanke lebenswidrig und verkehrt sei. Leider ist die dramatische Erörterung der Frage nicht glücklich durchgeführt. Denn im Drama vertritt ein jüngerer Mann das „Ideal", der tölpelhaft auftritt, lebensfremd und stets unsympathisch wirkt. Allgemein betrachtet, wäre das unnötig! Das Ideal braucht nicht zu scheitern; es muß jedoch mit mehr Klugheit, Feingefühl und Wirklichkeitskenntnis vertreten werden. Die „Wildente" spiegelt einen Geisteszustand des Verfassers, in dem er an der „idealen Forderung" verzweifelt war und sie ganz einfach vorübergehend preisgab: in dieser Verzweiflung konstruiert er den Fall, daß das Ideal schädlich, ja mörderisch wirkt und das die Lebenslüge nützlich und brauchbar erscheint. Dieser Sonderfall ist jedoch weder besonders wichtig noch gar allgemeingültig; es gibt unendlich viele Lösungen des Idealproblems, und diejenige der „Wildente" ist eine der einseitigsten von allen. Zu alledem ist der „Fall" noch überdies zugespitzt. Es ließe sich sehr gut eine Lösung denken, wo die Ekdals und Werles trotz ihrer unangenehmen Vergangenheit glücklich blieben und doch in „Wahrheit" weiterlebten. Aber der augenblickliche Pessimismus Ibsens wendet es so, daß sie in Lüge weiterleben und sogar trotz dem ungeheuerlichen Opfer der Hedwig die Lügerei ihnen ein freilich dürftiges und kränkliches „Glück" verheißt. Damit verliert das ganze, schwerfällig gebaute Stück den Anspruch auf Allgemeingültigkeit völlig, und es verliert tatsächlich auch stark an Interesse. Es wird der Schein erregt, als ob es sich um tiefste, gleichsam nur unlösbare Lebensfragen handle, in Wahrheit aber geht es um einen geistreich konstruierten, recht unwahrscheinlichen Beispielsfall.

Trotz alledem könnte das Werk noch dichterisch von nahezu ersten Rang sein. Die unwahrscheinlichsten, ja abenteuerlichsten Vorgänge sind gar nicht selten durch genialе dichterische Gestaltung zu einer großen, ja gewaltigen Wirkung gebracht worden, über der man nicht recht daran dachte, ihre Grundlagen und ihren Sinngehalt zu prüfen. Das ist mit der „Wildente" nur bedingt der Fall. Unfehlbarer Stilsinn, volle Stileinheitlichkeit, „richtige" Gestalten, vollkommen zielbewußte Führung der Vorgänge — das alles hat die „Wildente". Wesentlich mehr hat sie nicht. Sie ist streckenweise blutleer und ihre Auftritte strotzen das Belanglose besonders im ersten und zweiten Aufzug. Selbst die furchtbare Katastrophe am Schluß wird reichlich langsam herbeigeführt und entdeckt, und hernach folgt noch ein Schluß, der lediglich dem abstrakten Thema zur vollen Entfaltung verhilft, ohne die Hauptgestalten zu berühren oder dramatisch zu wirken.

Mit alledem sind dem Theater für die Aufführung allerschwerste Aufgaben gestellt. Es muß von Spielleitung und Darstellern Leben und Bewegung, Blut und „Nervosität" in das Textgerippe eingeschossen werden. Gefordert ist zugleich eine unendlich feine Abschattung aller Töne und Tönchen und auch wieder starkes Gerafft- und Geballtsein der unendlich vielen Einzelheiten, womöglich eine spannende Atmosphäre, ein Lebensklima: Natur mit magischem Hintergrund.

Wie gesagt: das ist unaussprechlich schwierig. Um so mehr ist anzuerkennen, daß das Schauspielhaus unter Georg Kiesaus Leitung vieles von dem Notwendigen fast überraschend stark brachte. Wir erinnern uns mehrerer nicht unbedeutender „Wildenten"-Aufführungen — keine war besser als die gegenwärtige in Dresden. Schon daß die Langeweile bis zur Grenze des Möglichen verbannt war, ist Verdienst genug. Es war aber mehr erreicht. In etlichen Auftritten durchaus Schicksal-Stimmung. In einigen volle menschliche Lebendigkeit, rührend und fesselnd. Im Ganzen ein Tempo, das dem Naturalismus und dem Drama jedem das Seine gab. Wenn etwas fehlte, so war es die „Magie": die Magie der Raumgestaltung und des Erleidens unheimlicher Zwange: zu viel Deutlichkeit und Alltag in einigen Hinsichten. Immerhin: das Stück wirkte aufgeführt zehnmal mehr als es jemals auf einen Leser des Buches wirken wird, und das ist ein unbestreitbar großer Erfolg.

An ihm hatten mehrere Darsteller hervorragenden Anteil. So vor allem Lindner, der überaus beweglich, vielfältig und mit sorgfältiger Acht auf die Mitte zwischen Lächerlichkeit und Allgemenschlichkeit den Hjalmar hinstellte. Dann Meyer, dessen alter Ekdal in Maske und Spiel gleich rührend und eindrucksvoll war. Ueberraschend Kleinoschegg als Werle: gemessen und von harter Seele, ein Charakter von unscheinbarer, aber echter Geprägtheit. Gut und schlicht fügte sich Stella David als Gina ein: eine leichte Rolle mit sicherer Gestaltertrait in den Bereich seiner Kunst gehoben. Auch Kottenkamp als Relling vertrat den Realisten, den gescheiterten, im Kern weichen, äußerlich harten Wirklichkeitler gut. Der Gregers war Steinböck übergeben, welcher damit zum erstenmal eine ziemlich reine Charakterrolle erhielt. Er kämpfte mit wechselndem Glück mit der neuen Aufgabe; im stummen Spiel ausgesprochen stark, als Sprecher oft überraschend und zwingend durch Feinheiten und besondere Züge, zuweilen aber auch über den Naturalismus hinaus gezwungen und laut. Die vierzehnjährige Hedwig wurde von Charlotte Krause gegeben, die dazu eine halb geeignete, eigentlich zu kleine und armselige Gestalt mitbrachte, im Spiel viel Bemühen und eine angenehme Sicherheit kundgab, aber vor den eigentlichen Aufgaben (Darstellung des Ueberspannten, der überreizten Leidenschaftlichkeit, der erotisch durchwitterten Vaterliebe, des seltsamen Verhältnisses zur Wildente) noch versagte.

Der Erfolg bestätigte das Durchdringende der geleisteten Arbeit. Mit den Schauspielern trat zu Recht Kiesau an die Rampe. ws

---

Prof. Dr. Manitius. Heute vollendet Prof. Dr. Max Manitius in Niederlößnitz sein 70. Lebensjahr. Geboren in Dresden, besuchte er hier die Kreuzschule und das Königliche Gymnasium und studierte in Leipzig Philologie und (unter Karl von Noorden) Geschichte. Nach kurzer Tätigkeit für die Monumenta Germaniae historica unter der Leitung Dümmlers in Halle kehrte er nach Dresden zurück, um dort als Privatgelehrter und Lehrer an verschiedenen Schulen zu wirken.

Sein Leben ist also eng mit unsrer Stadt verbunden. Aber sein Ruf reicht weit über diese hinaus, ja auch über die Grenzen des deutschen Reiches. Trotzdem ist er durch äußere Ehrungen nicht gerade verwöhnt worden. 1911 verlieh ihm das sächsische Kultusministerium den Titel Professor; erst kürzlich wurde er von der neugegründeten Mediaeval Academy of America zum korrespondierenden Mitglied ernannt. Er teilt so das Schicksal vieler Geistesarbeiter, die es verschmähen, von den Ergebnissen ihrer stillen, aber darum nicht minder fruchtbringenden Tätigkeit etwas in die breite Oeffentlichkeit zu bringen. Besonders enge Beziehungen verknüpfen ihn mit der Sächsischen Landesbibliothek, deren täglicher Gast er ist und der er durch zeitweilige Mitarbeit und kenntnisreiche Beratung bei der Katalogisierung der Handschriften wertvolle Dienste geleistet hat.

Es ist nicht möglich, seine zahlreichen Veröffentlichungen an dieser Stelle zu besprechen. Sein eigentliches Arbeitsfeld, das er wie kaum ein andrer beherrscht, ist die mittellateinische Literatur. Manitius' erste größere Arbeit auf diesem Gebiet ist 1891 erschienen: „Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts." Ihr folgten 1911 der erste, 1923 der zweite Band seines Hauptwerkes: „Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters." An einem dritten Band ist der Verfasser noch tätig. Im Verlag Eugen Diederichs, Jena, hat er eine Volksausgabe der Carmina burana (Vagantenlieder) zusammen mit Robert Ulich (lateinisch-deutsch) herausgegeben.

Der Sächsische Kunstverein plant für das Jubiläumsjahr 1928 folgende Veranstaltungen:

Jubiläumsfeier am 28. April im Staatlichen Schauspielhaus.

Ausstellung „Kunst in Sachsen vor hundert Jahren". 29. April bis 24. Juni. Kunstwerke sächsischer und in Sachsen tätiger Meister aus der Zeit von etwa 1800 bis 1870: Gemälde, Zeichnungen, graphische Arbeiten und Skulpturen. — Eine Periode künstlerischen Schaffens, deren Wert für die allgemeine Entwicklung der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts immer mehr erkannt wird, soll zum erstenmal in dieser Form zu eindrucksvollem Leben erstehen und den Beweis führen, daß die Aufgabe, die sich unser Verein bei seiner Gründung gestellt hat, aus dem Wesen dieser Zeit heraus begriffen, notwendig und segensreich war. Dem vorbereitenden Ausschuß gehören unter Vorsitz von Galeriedirektor Dr. Posse an: von den Dresdner Museen Dr. Großmann, Prof. Dr. Haenel, Dr. Hensler, Dr. Kachnig, Prof. Dr. Roege von Manteuffel, Prof. Dr. Müller, Prof. Dr. Singer, Prof. Dr. Schröder, ferner Regierungsrat Dr. Walther Bachmann, Prof. Dr. Wilhelm Kreis und Joh. Friedrich Lahmann von sächsischen Provinzmuseen Dr. Biehl, Bautzen; Prof. Dr. Graul, Leipzig; Dr. Gurlitt, Zwickau; Schreiber-Weigand, Chemnitz, und Prof. Dr. Sigismund, Oschatz.

Ausstellung „Sächsische Kunst unserer Zeit". Mitte Juli bis 30. September. In Sachsen lebende und von Sachsen ausgegangene Künstler werden mit auserlesenen Werken beweisen, daß das industriereiche Sachsen auch starke Quellen künstlerischen Gestaltens birgt. Den Ausschuß bilden unter Vorsitz von Prof. Dorsch folgende Künstler: Prof. Dr. Albiker, Bildhauer Berger, Maler Cassel, Maler E. R. Dietze, Prof. Dix, Prof. Dreher, Prof. Feldhauer, Maler Felixmüller, Prof. Fischer, Bildhauer Godenschweg, Maler Griebel, Prof. Rich. Müller, Prof. Otto Lange, Prof. Rößler, Maler Otto Schubert, Prof. Dr. Steel, Prof. Wilckens, Maler Winkler, Maler Wolfgangmüller, Geheimrat Prof. Dr. Wrba.

Ausstellung aus Privatbesitz. Mitte Oktober bis 18. November. Diese Veranstaltung, vornehmlich aus dem Bereich unserer Mitglieder, soll einen Ueberblick über den heutigen Stand privater Kunstpflege gewähren.

Die Jubiläumsschrift, die im Auftrage des Vereinsvorstandes Professor Dr. Erich Haenel, zusammen mit einem Stab namhafter Mitarbeiter, herausgibt, wird im April an die Mitglieder verteilt werden. Als Vereinsgabe für das Jahr 1928 werden zwei Kleinplastiken herausgegeben, die Georg Wrba und Rudolf Löhner geschaffen haben. Unter ihnen steht den Mitgliedern die Wahl zu. Den Vorstand des Sächsischen Kunstvereins bilden zur Zeit Graf Seebach, Vorsitzender; Prof. Dorsch, stellv. Vorsitzender; Konsul Dr. Heinrich Arnhold, Schatzmeister; Bildhauer Paul Berger, Oberbürgermeister Dr. Blüher, Prof. Fischer, Präsident a. D. Dr. Grille, Prof. Richard Müller, Galeriedirektor Dr. Posse, Prof. Paul Rößler, Hofrat Schambach, Oskar Schmitz, Ministerialdirektor Geh. Rat Dr. Schulze.

Eingegangene Druckschriften

Zeitschrift für Geopolitik. Märzheft. 2.50 Mark. Auswanderung, Qualitätsarbeit, Kulturpropaganda — das sind die drei Pfeiler, auf die Staatsminister a. D. Boelitz die Beziehungen Deutschlands zu Südamerika aufgebaut sieht. Rückblickend betrachtet Nationalrat Reinhard, Bern, die Geschichte des amerikanisch-französischen Friedenspaktes: ein sehr geschicktes Scheingefecht Briands, um die außenpolitische Umklammerung zu lockern, die Frankreich dernt (Schulden, das von Amerika geförderte Italien usw.), und anderseits den schlecht gesicherten französischen Kolonialbesitz in Mittel- und Südamerika sowie im Pazifik durch eine amerikanische Garantie zu stützen. — Den gleicherweise gefährdeten niederländischen Besitzungen in Asien sind die Aufsätze von Sauerland und Djamal Udin, einem Malaien, gewidmet: einer starken Freiheitsbewegung wird von der Niederländern in langsamem Nachgeben und geschicktem Anpassen begegnet. — Arpad Török untersucht das Staatenproblem im Donaubecken, während Friedrich Kleinwaechter über die slowenische Kulturautonomie in Kärnten berichtet: ein Beispiel für die vorbildliche Regelung der Minderheitsfrage.

Histörchen. Galantes von gestern und heute. Herausgegeben von R. Schaldach, mit Illustrationen von Johnson und Biegas. Preis 2 M. Max Hesses Verlag, Berlin W 15. — Das Bändchen enthält eine Auswahl aus der galanten Literatur alter, neuer und neuester Zeit. Das 18. Jahrhundert, die Biedermeierzeit ebenso wie die Gegenwart haben gleichmäßig beigesteuert.

Vagantenlieder

Neben den mittelalterlichen Dichtungen, die, mochten sie auch aus dem Stoffgebiet der gesamten damals in Europa bekannten Kulturwelt geschöpft oder gar nur mehr oder minder getreue Nachschöpfungen ausländischer Vorbilder sein, doch national in bezug auf die Sprache waren, entstanden andre, deren Verständnis nicht an die üblichen Sprachgrenzen gebunden war: die lateinischen Dichtungen. Latein war die Sprache der Kirche und darum auch die der Wissenschaft. Denn alle Wissenschaft jener Zeit hatte ja nur den Zweck, die von vornherein als unumstößlich anerkannten Lehrsätze der Kirche irgendwie mit dem gesunden Menschenverstand in Einklang zu bringen; alle übrigen Fakultäten dienten als bescheidene Mägde der Herrin Theologie. Latein war die Sprache der übernationalen europäischen Geistesrepublik, sie verstand der Domherr im preußischen Frauenburg ebenso wie der Kanonikus in Paris und der römische Prior. Latein war die Lehrsprache der französischen und der italienischen Universitäten, wo Söhne aus aller Herren Ländern sich vor den Kathedern berühmter Lehrer sammelten. Das Latein wurde beim Verkehr zwischen den verschiedenen Nationalitäten sogar zur Umgangssprache, verlor dabei freilich den klassischen Glanz und entartete zum „Küchenlatein", das noch Ulrich von Hutten mit seiner humanistischen Kumpanei in den Dunkelmännerbriefen lustig verspottete.

Da Schreiben und Lesen aber damals fast nur bei den Klerikern zu Hause war, so war auch die Literatur des Mittelalters überwiegend lateinisch; selbstverständlich die wissenschaftliche, ebenso die halbwissenschaftliche nach verehrten klassischen Vorbildern geformte Dichtung. Ja sogar eine lateinische Liederdichtung unkirchlichen Charakters entstand. Hierbei handelte es sich nicht etwa bloß um eine gelehrte Spielerei, sondern um etwas durchaus lebendig Gewachsenes, um eine Art Volksdichtung; nur daß der Begriff Volk in diesem Fall durch die Zugehörigkeit nicht zu einer Nation, sondern zu einer Bildungsschicht bestimmt wird.

Gewöhnlich nimmt man als Verfasser dieser Lieder Vaganten an, d. h. fahrende Gesellen mit lateinischer Bildung, Scholaren, Studenten, Kleriker, die aus Not oder Neigung keine sichere Existenz hatten und sich freibeuternd im Lande umhertrieben. Für alle „carmina" mag das nicht zutreffen. Besonders die moralisierenden und religiösen, aber vielleicht auch manche der feuchtfröhlichen mögen von geistlichen Herren stammen, die in nahrhafter Pfründe, in Amt und Würden saßen. Aber die Mehrzahl der Gesänge kommt gewiß von Fahrenden, denen sich die leichtfertigen Musen ja lieber zu gesellen pflegen als den seßhaften Leuten.

Das Stoffgebiet der mittelalterlichen lateinischen Lyrik ist groß. Die Scholastik, das ist die kirchliche Halbwissenschaft, hat darin ihren Niederschlag gefunden, die großen Zeitereignisse tauchen hier und da auf, religiöse Zweifel, derbe Sinnenlust, das Jahr mit seinem Zeitenwechsel, die Stimmungen der verschiedenen Lebensalter, alles das spiegelt sich in den Strophen. Wertvoll sind die Gedichte besonders auch deshalb, weil sie uns ein ungeschminktes Bild von den sozialen Verhältnissen der Zeit vermitteln.

Es verlohnt sich also, die Vagantenlieder auch denen zugänglich zu machen, denen sie in der lateinischen Urform nicht verständlich sind. Das ist wiederholt versucht worden — am bekanntesten sind Viktor Scheffels Uebertragungen. Eine umfangreiche Sammlung der mittelalterlichen lateinischen Lyrik hat nun vor kurzem der Verlag Eugen Diederichs, Jena, herausgebracht: im Originaltext, den Max Manitius bearbeitete, und daneben in Uebersetzungen von Robert Ulich. Diese Uebersetzungen sollen nicht bloß die Kenntnis charakteristischer Zeitdokumente vermitteln, sondern auch rein als Dichtungen wirken. Die Doppelaufgabe legte dem Verfasser Beschränkungen nach zwei Richtungen auf: der deutsche Text mußte Sinn und Stimmung des lateinischen Vorbildes möglichst getreu festhalten, zugleich aber in der Form dichterisch sein. Ulich hat sich mit Geschick und Geschmack zwischen Skylla und Charybdis hindurchgefunden. Ein längeres Vorwort führt den Leser in die Zeit der Vaganten zurück. pm.

•

Klerikers Bettellied

Seht mich armen Kleriker!
Weisheit wollt' erlangen,
Nun hat bittre Armut mich
In ihr Netz gefangen.

Aller Kunst und Wissenschaft
Wollt' ich mich befleißen,
Und ich hab' vor lauter Not
Kein Stück Brot zu beißen.

Warmes Kleid und warmen Herd
Hab' ich längst verloren,
Seht, wie meine Hände schon
Rot und blau gefroren.

Selbst zum heil'gen Gottesdienst
Wag' ich nicht zu gehen,
Denn die Andacht schwindet mir
Bei des Hungers Wehen.

Ihr seid gar ein großer Herr,
Ihr habt Amt und Würde,
Wollt mit eurer Habe doch
Leichtern meine Bürde!

Denkt, was einstmals hat getan
Sankt Martin, der Fromme;
Gebt mir euer übrig Kleid,
Daß ich nicht verkomme.

Gott der Herr wird gnädiglich
Eure Wohltat lohnen,
Und ihr mögt am jüngsten Tag
Bei den Engeln thronen.

(Aus den „Vagantenliedern", übersetzt von Rob. Ulich)

Verantwortlich: Paul Mochmann, Dresden.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19280323/16 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG